

Die Schwaben im Spott- und Zerrspiegel

Von Karl Fuß

Es muß auffallen, daß gerade wir Schwaben besonders häufig die Zielscheibe des Spotts unter den deutschen Volksstämmen gewesen sind. Schon im Mittelalter gingen nicht eben sehr freundliche Sprüche über uns im Reich um. In Karl Simrocks „Deutschen Volksbüchern“ sind einige verzeichnet, z. B.: „Schwaben haben nur vier Sinne“; „Stirbt dem Schwaben die Braut am Karfreitag, so heiratet er noch vor Ostern“; „Hier stehen wir Helden“, sprach der Frosch zum Schwaben“; „Ein Schwabe hat kein Herz, aber zwei Magen“. Denken wir ferner an das sehr alte, bekannte Märlein vom „Schwaben, der das Leberlein gefressen“ hat; in ihm wird, wenn auch mit lustigem Blinzeln, den Schwaben Habsucht und sture Dickköpfigkeit bezeugt. In anderen „Fazetien“ der weitverbreiteten Schwankbücher des 16. Jahrhunderts werden sie der Hinterhältigkeit, der Feigheit, der Großmäuligkeit, der Dummheit und ähnlicher Tugenden bezichtigt!

Nun, Froszeleien unter Nationen und Stämmen sind sozusagen landestümlich, aber wir stellen darüber hinaus immer wieder den bissigen Spott, den bösen Hohn, die kränkende Anpöbelung fest.

Schauen wir einmal in diesen Spott- und Zerrspiegel der Literatur! Wir vermerken Stimmen wider den Schwaben: gutmütig-hänselnde und bitterböse, witzig-geistreiche und einfältig-plumpe, wohlwollende und gehässige Urteile – ausgesprochen sowohl von Nichtschwaben wie von Einheimischen.

Schon zu Beginn des 13. Jahrhunderts wünscht der österreichische Dichter Heinrich von dem Thürlein seiner alten Xanthippe einen Schwaben an den Hals; Sebastian Franck, der berühmte Humanist, sprach von den „schwäbischen froschgoschigen breiten Schwatzmäulern“, und sein Zeitgenosse Johannes Agricola bezeichnet die Schwaben (übrigens zusammen mit den Bayern) als „Macht-hanse und aufrührische Köpfe, die gern hadern und zanken“.

Unser berühmter Landsmann Christoph Martin Wieland hat in seinem köstlichen „Abderiten“-Roman zwar ganz allgemein die deutsche Kleinstädterei, und das im Spiegel einer griechischen Stadt, verspottet und ziemlich blamiert, aber Vorbild für dieses Abdera war ihm seine schwäbische Vaterstadt Biberach an der „unberühmt schleichenden Riß“! Freilich, sein Spott tänzelt mit der liebenswürdigen Eleganz eines Rokoko-Esprits einher, und schon durch das Kunstmittel der offensichtlichen Übertreibung nimmt er seiner Satire jede verletzende Schärfe.

Etwas boshafter und bitterer geht Wilhelm Waiblinger gelegentlich mit der schwäbischen Heimat ins Gericht; aus einer Art Haßliebe heraus nimmt er vor allem die „schwäbischen Magister“ aufs Korn, die auf ihrer Bildungsreise ihm in seinem römischen Exil unangenehm

auffallen. Mit seinem Namen haben wir den Komplex des Tübinger „Stifts“ angerührt – und damit eine nie ausgeschöpfte Quelle des Spotts auf eine gewisse selbstgefällige geistige Enge und Krähwinkelei in schwäbischen Landen! Die Pamphlete über das Stift spannen den Bogen von der lustigen Kneipzeitungsnecke bis zur geifernden Satire. Goethe hat's noch gnädig gemacht, wenn er in seinen Reisebriefen über die Tübinger „großen Stiftungen“ sagt: „Sie scheinen den großen Gebäuden gleich, in denen sie eingeschlossen sind, sie stehen wie ruhige Kolosse auf sich selbst gegründet und bringen keine lebhafte Tätigkeit hervor, die sie zu ihrer Erhaltung nicht bedürfen.“ Friedrich Nicolai, der Berliner Allerweltsliterat und Globetrotter, spricht vom Stift als einer „Prediger-Manufaktur“, und auch Karl Julius Weber, der Hohenloher „Demokrit“, sieht in ihm einen „Theologenzwinger“.

Ein so ernst-nüchtern und sehr preußischer Mann wie Ernst Moritz Arndt testiert den damaligen Schwaben „eine gewisse kleinliche Einseitigkeit und Absperrung und Absonderung des Äußeren . . ., eine gewisse Kleinlichkeit, eine gewisse Ungefügigkeit . . .“ Arndt spricht diese Sätze mehr so nebenbei aus, nach allerlei freundlichen Bemerkungen über die Schwaben. Wie denn überhaupt die Auswärtigen in ihren Urteilen meist milder sind als die Einheimischen selber. Dies trifft allerdings nicht zu auf Heinrich Heine, der in seiner berühmten Streitschrift „Der Schwabenspiegel“ mit kaltem Hohn hauptsächlich die sogenannte Schwäbische Dichterschule „fertigmacht“. Reizend seine Bemerkung in einem anderen Pasquill: „Es ist schwer, in Stuttgart nicht moralisch zu sein“, womit natürlich eine gewisse sauer-töpfische schwäbische Enge karikiert werden soll. Auch ein anderer „Jungdeutscher“, Karl Gutzkow, raunzt über das in Schwaben übliche „Cliquenwesen, die Gevatter- und Muhmen- und Verwandtschaftskuppelei“.

Von den Schwaben selber hat kaum einer Land und Leute gründlicher studiert und ihnen als gestrenger Präzeptor „da Roscht ,rato“ als Friedrich Theodor Vischer. Es war ihm zeitlebens ein menschliches und wissenschaftliches und dichterisches Anliegen, die seltsam komplexe Seele des homo suebicus zu erforschen und auseinanderzuknäueln; er findet dabei allerhand nicht sehr liebenswerte Züge – in seinem „Auch Einer“ stehen berühmte „diesbezügliche“ Worte!

Isolde Kurz hat als junges Tübinger Mädchen einen langen und erbitterten Kampf gegen „Philistää“ geführt, wie sie diesen ganzen unschönen Wust von engstirnigem Banausentum, selbstgenügsamer Spießigkeit und dümmlicher Betulichkeit nennt. Bei all ihrer Liebe zur Heimat

findet sie in ihren Memoiren zornige Worte für diese Muffigkeit. Auch Eduard Paulus, der feinnervige Ästhet, kann in seiner Kritik schwäbischer Art bisweilen recht stachelig werden. – Immer wieder ist es die philiströse Enge, die als das schwäbische Urlaster angeprangert wird, und unter diesen Sammelbegriff lassen sich andere Lästerchen als da sind Geiz, Neidhammelei, Gschaftlhuberei, Topfguckerei, Rechthaberei, Formlosigkeit usw. bequem unterbringen!

Wir haben einen (sehr flüchtigen!) Blick in einen Spott- und Zerrspiegel geworfen, aus dem uns mancherlei ungute Fratzen angrinsten. Nun, warum nicht einmal auch so?! *Schmeichelhaftes* über den Schwaben ist natürlich sehr viel mehr geschrieben und gesagt worden, und wir schlürfen solche Lobsprüche nicht ungern ein.

Ist die menschliche, die charakterliche Substanz eines Stammestums so festgefügt und unabänderlich, so daß das, was vor 500 oder 100 Jahren gesagt wurde, auch heute noch gilt? Allein schon die radikalen Umwälzungen der letzten 100 Jahre auf politischem und technischem Gebiet haben kein Volk, geschweige einen Volksstamm, völlig unberührt gelassen, und der allgemeine Hang zur Nivellierung ist unbestreitbar. Das hat seine Vorzüge und seine Nachteile. Für uns Schwaben hat sich die Ent-

wicklung insofern günstig ausgewirkt, als die einstige politische und damit auch geistige Abkapselung, diese Ab- und Einschnürung, einem weiträumigeren, weltläufigeren Denken Platz gemacht hat. Aber trotzdem – Gott sei Dank! – sind gewisse Grundzüge im Charakter einer Landschaft und ihrer Menschen gar nie auszuwischen. Und eben darum ist auch mancher „alte“ Spott über uns Schwaben durchaus aktuell geblieben – m. a. W.: wir dürfen uns ruhig davon „eine Scheibe abschneiden“! Wer wagte zu leugnen, daß im „Ländle“ heute wie gestern manche schwäbisch-allzuschwäbischen Untugenden gediehen? Wir neigen zudem dazu, fremden Tadel dadurch zu „verdrängen“, daß wir uns oft noch etwas auf unsere Schwächen einbilden! Freilich, und das mag wirklich als mildernder Umstand gelten, sind unsere negativen Eigenschaften oft genug nichts anderes als übertriebene oder verbogene Vorzüge! Sparsamkeit wird bei uns gern zu „Bhäbheit“ und Geiz, Ordnungssinn zu Pedanterie, Wahrheitsliebe zu Grobheit, Frömmigkeit zu Bigotterie, und Herzlichkeit artet oft zu jener leidigen „Gemütlichkeit“ aus, die, nach Theodor Häring, der „Tod alles wahren menschlichen Lebens“ ist. So mag uns der Spott- und Zerrspiegel wohl ein bißchen zu Selbsteinkehr und Selbstbesinnung aufrufen.

Sternenwunder

Das Kindlein war so arm –
Ganz bettelarm;
Es hungrete und fror
Und wußte nicht einmal darum.
Es fiel ein Stern – da faltet' es die Hände
Und wünschte sich, daß er zu ihm herunterfände.
Und es geschah ein Rauschen in den Fernen,
Und es geschah ein Rieseln in den Sternen ...
Das Kind hebt seine Hände bittend auf:
Da regnet es von tausend, tausend Sternen drauf!

Sie fielen silbern in den dunklen Wald, in dunkles Moos,
Sie fielen silbern leuchtend ihm in seinen Schoß –
Da fühlt es bebend Gottes warme und lebend'ge Nähe,
Und betet drum, daß es den Reichtum recht versteh'e.
„Nun will ich jede Nacht an meine lieben Sterne denken,
Nun will ich allen Hungrigen von meinen Sternen schenken!
Nun komme, was da kommen mag auf Erden:
Nie wieder können wir jetzt arm und elend werden!“

Else Pfeiffer-Bonhöffer (vertont von Hellmuth Löfller)